Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1919-1920)

Artikel: Spenglers Geschichtsphilosophie
Autor: Feilbogen, Siegmund
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750171

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SPENGLERS GESCHICHTSPHILOSOPHIE

Von Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes,*[1]) erschienen 1919, wird jetzt schon das 62. Tausend gedruckt. So zahlreich sind in Deutschland und in Österreich diejenigen, welche auf die Botschaft vom allgemeinen Untergang begierig hinhorchen. Gewiss, eine erschütternde Tatsache. Doch hat der Titel, welcher laut Vorwort seit 1912 feststeht, so wie das Werk überhaupt bereits vor dem Kriege in erster Niederschrift vollendet war, selbstverständlich nicht allein das Glück des Werkes gemacht. Die Darstellung hat sicherlich sehr viel dazu beigetragen, durch ihre Vorzüge wie durch ihre Fehler. Durch ihre Vorzüge: Spengler verbindet mit hervorragendem Schriftstellertalent eine ungewöhnliche Vielseitigkeit der Bildung, Weite des Horizontes und Höhe des Standpunktes. Durch ihre Mängel: Sie spottet geradezu aller herkömmlichen Formen der fachmäßigen Geschichtswissenschaft und lockt dadurch die Menge derjenigen, welche durch den Krieg alles Vertrauen zu den bisherigen Autoritäten verloren haben. Das Buch, welches als erster Band einer Morphologie der Geschichte die Methode des Verfassers darstellen soll, ist selbst so unmethodisch wie nur möglich. Es zerfährt in essayistisch gehaltene Kapitel mit phantastischen Überschriften, nirgends eine Quellenangabe, kein Nachschlageregister, welches bei so ungeordnetem Fortgang doppelt notwendig wäre; dafür unzählige Wiederholungen, Paradoxen, Willkürlichkeiten und hie und da selbst bedenkliche Ungenauigkeiten. Wenn Spengler den Eindruck eines Dilettanten hätte erregen wollen, so hätte er es kaum anders machen können. So wird denn auch das ganze Buch von zünftigen Historikern abgelehnt. Mit desto stürmischerem Beifall wird es von denen gelesen, die nach einer neuen Autorität suchen, nach einem kühnen Neuerer, einem Führer von Phantasie und Persönlichkeit. Und ein geborener Führer ist Oswald Spengler mit seiner außerordentlichen Selbstsicherheit, mit seiner anmaßenden Verachtung aller Frühern, mit seinen hochgesteckten Zielen.

Die Geschichte soll zur Führerin des Lebens werden, die Geschichtsphilosophie zur Philosophie unserer Zeit. Es gilt eine

[1]) C. H. Beckscher Verlag Oskar Beck, München; 615 S.

Morphologie, eine Formenlehre zu schaffen, welche uns ermöglicht, in der Physiognomie der Gegenwart die Analogie mit bestimmten Phasen früherer Entwicklungen zu erkennen und das Schicksal der Zukunft vorauszusagen. Gelänge dies, so müsste der mächtigste Staatsmann wie der bescheidenste Privatmann einen Kompass für die Orientierung seines eigenen Lebens gewinnen, wenn es nicht als mit der Richtung der Zeit im Widerspruch stehend, zur Erfolglosigkeit verdammt werden soll. Der bedeutende Kopf wird es von vorneherein aufgeben, sich der lyrischen Dichtung zu widmen, wenn er mit Spengler die Überzeugung gewonnen hat, daß Großes fortan nur auf dem Gebiete der Technik und des Welthandels, der Politik und des Imperialismus zu leisten ist. Aber eben deshalb könnte das Buch Unzähligen zum Verhängnis werden, wenn sein Verfasser, wie z. B. Benedetto Croce behauptet, ein Irrlehrer ist. Es gilt daher, den Kern des Werkes streng zu prüfen, ohne sich vom Zauber der Darstellung beeinflussen zu lassen.

Den wahren Inhalt der Geschichte sollen nach Spengler nicht die Schicksale der Einzelnen bilden, und wenn diese noch so bedeutend wären, nicht einmal die Schicksale der Nationen, die im Vordergrund der Weltbühne stehen. Das alles sind Oberflächenerscheinungen. Alle diese Menschen und Völker, ihre Handlungen und ihre Leiden sind nur mehr oder weniger zufällige Formen des geschichtlichen Prozesses. Das Wesentliche an der Geschichte aber ist das Schicksal der verschiedenen *Kulturen.* Jede Kultur hat ihre eigene Seele, ihr „Urphänomen"; sie wächst aus einer bestimmten Landschaft hervor, wie ein Baum aus seinem Boden, und wie ein Baum hat sie auch ihre vorbestimmte Dauer, nach bisheriger historischer Erfahrung etwa ein Jahrtausend. In diesem Zeitraum erlebt sie bestimmte Phasen — der Kindheit, der Jugend, dem Mannesalter etc. vergleichbar. Hat sie sich aber ausgelebt, hat sie in Religion und Kunst, in Wissenschaft und Politik alles hervorgebracht, was in ihrem Urphänomen keimhaft angedeutet war, dann muss der Verfall eintreten. An die Stelle ihres bodenständigen Stils voll tiefer Seelenhaftigkeit, ihrer auf das Wesentliche gerichteten Wissenschaft tritt eine seelenlose, bloß äußerliche Zivilisation, getragen von den amorphen Massen der Großstädter, deren Leben in dem Streben nach Komfort und Luxus, nach Macht und äußeren Ehren bald so aufgeht, dass die in dieser Phase stehenden Nationen mit der Zeit

selbst die Fähigkeit zu den unentbehrlichsten Funktionen der Gesellschaft, zur Selbstverteidigung gegen äußere Angriffe und zur Erziehung eines genügenden Nachwuchses verlieren. Instinktiv versuchen die Völker, in dieser Phase der äußeren Zivilisation, durch Ausbreitung ihrer Macht über einen möglichst großen Teil der bewohnten Erde dem Untergange zu entgehen; und so entwickelt sich in jeder Kultur der Imperialismus, ein sicheres Anzeichen des Verfalls.

In diesem Stadium befindet sich gegenwärtig das Abendland. Wer Erfolg haben will, muss sich heute in den Dienst der äußeren Zivilisation stellen. Und längst haben das alle bedeutenden Menschen getan, so dass, was sich heute mit Dichtung und Philosophie abgibt, nach Ansicht Spenglers nur noch Köpfe dritten Ranges sind. Ebenso die fachmäßigen Historiker, bloße „Ameisen" ohne Philosophie. Schon lösen sich alle Künste in Formlosigkeit auf, die Wissenschaften verwischen ihre Grenzen und verfließen ineinander. In zwei, höchstens drei Jahrhunderten wird das Schicksal des Abendlandes vollendet sein; es wird keine Deutschen, aber auch keine Franzosen, keine Engländer mehr geben; oder sie werden alle den jungen Völkern einer neuen Kultur untertan sein, die sich irgendwo in irgendeinem Teile der bewohnten Erde Bahn gebrochen haben wird. Genau so ist es der indischen und der chinesischen, der ägyptischen und der antiken, so auch der arabischen Kultur ergangen, und so wird es der unsrigen, der „faustischen" Kultur ergehen, der Kultur des ins Grenzenlose strebenden Menschen, welche sich jetzt in der äußeren Zivilisation des Abendlandes zu Ende lebt.

Es lässt sich nicht leugnen, dass hier eine grandiose Konzeption der Weltgeschichte vorliegt, voll tragischer Poesie, und von einem fesselnden Zuge zur Tiefe des Erkennens. Aber gerade die Schlussfolgerung auf den Untergang des Abendlandes, die Sensation des Buches, ist, nach seinen eigenen Voraussetzungen, wenn man die kecksten Willkürlichkeiten des Autors nicht mitmacht, durchaus abzulehnen. Nach seiner Behauptung ist der Imperialismus das untrügliche Symbol des beginnenden Verfalls, die vergebliche Abwehr des nahenden Todes. Wie aber steht es mit der arabischen Kultur? Diese hat mit dem Imperialismus begonnen; denn zur selben Zeit wie der Koran und kaum ein Jahrhundert nach dem Erblühen der arabischen Poesie (Moallakat) beginnen auch schon die großen Eroberungszüge der Araber. Spengler hat

offenbar diesen Einwand vorausgesehen und glaubt ihm zu entgehen, indem er die arabische Kultur — am römischen Hofe nach dem Tode Diokletians (313 n. Ch.) entstehen lässt, weil von da an Persönlichkeiten semitischen Ursprunges und die Lehren des ebenfalls orientalischen Christentums in Rom immer mehr Einfluss gewinnen. Die ganze frühchristliche Kultur ist ihm eine früharabische, eine für die gewöhnliche historische Ameise haarsträubende Behauptung. —

Und wie alt ist eigentlich unsere, die faustische Kultur, dass sie jetzt schon dem Tode nahe sein soll? Nach Spengler beginnt sie mit dem Zeitalter des Sachsenkönigs Heinrich I. Waren damals wirklich die Menschen schon von jener Mentalität, welche keine Grenze, keine Autorität mehr anerkennen will? Mit viel mehr Recht lässt Guglielmo Ferrero, der ebenfalls in dieser himmelstürmenden Gesinnung und in dem Mangel jeder Selbstbeschränkung das Kennzeichen und die Gefahr der modernen Welt erblickt, das Zeitalter dieser Geistesrichtung mit den beiden großen Taten des Hinaussegelns über die Strasse von Gibraltar und des Umsturzes des ganzen Weltbildes durch Kopernikus beginnen. Damit würde also das faustische Zeitalter etwa vom Zeitalter Fausts an datieren, eine Hypothese, welche dem gewöhnlichen Menschenverstande nicht ganz unwahrscheinlich vorkommt. Wenn Spengler für die frühere Zeit zwei Menschen eines faustischen Typus, nämlich die Dichter des *Parsifal* und der *Divina Commedia* anzuführen weiß, so muss man schon sagen, dass selbst wenn man diese beiden tiefgläubigen Seelen als Geistesverwandte des im Zweifel verzweifelnden Faust anerkennen will, doch zwei Individuen nicht ausreichen, um einem halben Jahrtausend den Charakter zu verleihen. Aber Spengler musste sein faustisches Zeitalter um fünf Jahrhunderte vordatieren, um uns die Greisenhaftigkeit der faustischen Kultur glaubhaft zu machen. Es ist also nicht einmal nach seinen eigenen allgemeinen Grundsätzen, wenn man diese unbefangen anwendet, der Untergang des Abendlandes eine zwingende Folgerung.

Was ihn zu diesem Fehlschluss verleitet hat, ist seine Untreue gegen seine eigene Methode. Zu Beginn seines Werkes rühmt es Spengler als seine „kopernikanische“ Entdeckung, dass in seinem System „Antike und Abendland neben Indien, Babylon, China, Ägypten, dem Arabertum und der Mayakultur ... eine in keiner

Weise bevorzugte Stellung einnehmen". Doch schon wenige Seiten darauf verwendet er „das Römertum als Schlüssel zum Verständnis der westeuropäischen Zukunft". Er verfällt also rettungslos in Gedankengänge, die uns schon seit Mommsen und Ferrero geläufig sind, statt die Bevorzugung der Antike wirklich aufzugeben und zum Verständnis der Gegenwart auch die andern Kulturen ebenso ausführlich und nachdrücklich heranzuziehen. Und nochmals wird er sich selbst untreu, wenn er sein eigenes Bild von der baumgleichen Entwicklung jeder Kultur verlässt, um in die alte Metapher Vicos von Jugend, Alter und Tod der Nationen zu verfallen. Die Jugend, einmal verblüht, kehrt nicht wieder; der Baum kann mehrere Male Blüten und Früchte tragen. Ebenso die Nationen. Deutschland hat mindestens dreimal ein geistiges Neuerblühen erlebt, im Zeitalter der Minnesänger, der Reformatoren, der Titanen von Weimar. Und das Gleichnis von Blüte und Frucht wird auch den Wunderwerken der äußern Zivilisation, wie sie unsere Zeit gesehen hat, besser gerecht als die unterschiedslose Einreihung aller äußern Zivilisation in die Phase des Verfalls.

Wenn also Spenglers Schlussfolgerung mit der größten Vorsicht aufgenommen werden muss, so bietet andrerseits seine Weltanschauung bei kritischer Benützung hohen Gewinn und seltenen Genuss. Der ganze Geschichtsunterricht kann nur gewinnen, wenn es gelingt, die äußern Ereignisse entlegener Zeiträume als die Offenbarungen bestimmter Typen der menschlichen Seele zu verstehen und verständlich zu machen. Und nicht nur der Historiker, vielleicht nicht einmal in erster Linie der Historiker, sondern viel mehr noch der gebildete Laie, der Fachmann anderer Wissenschaften, der Künstler, der Politiker wird es mit Genuss empfinden, dass er durch die Virtuosität Spenglers im Wiedererkennen gleicher Wesenhaftigkeit unter dem Scheine verschiedener Zeiten oder verschiedener Künste und Wissenschaften ein Auge für diese Symbole gewinnt. Er lernt, nun auch in den Ereignissen des täglichen Lebens die Symbole des Aufstiegs oder Verfalles zu erkennen und alles zu fördern, was den Untergang hemmen, alles zu hemmen, was den Untergang fördern könnte. Aber, soll das Buch nicht Unzähligen zum Verhängnis werden, so muss das Anziehendste und Gefährlichste in dieser ganzen Geschichtsauffassung, die Vorstellung von dem geheimnisvoll unabwendbaren Schicksal, welches aller Ge-

schichte zugrunde liege, scharf untersucht und ihrer fatalistischen Übertreibungen entkleidet werden.

Was ist Schicksal? Spengler bringt es in scharfem Gegensatz zur Kausalität. Solange die Wissenschaft Kausalzusammenhänge zergliedert, ist sie Oberflächenforschung. Nur das Gewordene kann man zergliedern, das Werden kann man bloß erschauen. Und alles Leben ist ein Werden, hat sein Schicksal, dessen Darstellung Aufgabe der Geschichte ist.

Zunächst erscheint der Gegensatz zwischen Kausalität und Schicksal als ein recht willkürlicher. Das Schicksal selbst ist doch für den oberflächlichen Blick nichts anderes als eine Summe von Kausalitäten, welche sich der Kausalität des handelnden Individuums oder Volkes von außen entgegenstellen. Doch schon die empirische Betrachtungsweise der Welt, wie sie dem Menschen erscheint, lässt auch nach der gewissenhaftesten Kausalforschung einen ungelösten Rest übrig. Niemals können wir *alle* Ursachen ergründen, welche den Erfolg oder den Misserfolg unserer Handlungen herbeigeführt haben und, wie schon Adam Smith und Schopenhauer gelegentlich bemerkt, beim Rückblicke auf unser eigenes Leben oder auf die Geschichte unseres Volkes haben wir leicht den Eindruck, als ob eine unsichtbare Hand uns zu Zielen geführt hätte, die wir damals nicht ahnten und jetzt billigen. So entsteht aus dem unbekannten Rest der Kausalzusammenhänge, welche unser Anpassungsvermögen in vorteilhafter Weise ausgenützt hat, der Eindruck der Leitung durch eine gütige Vorsehung, oder wie der junge Goethe es gerne nannte, „das liebe Unsichtbare“, aber auch beim Anblick unverschuldeten Schiffbruchs die Vorstellung der Alten von einem bösen, unabwendbaren Fatum, das über Menschen und Göttern waltet.

Offenbar ist dies die Wendung, zu der Spengler und das deutsche Volk in dieser Zeit qualvoller Beklemmung neigt. Aber auch wenn es gelänge, die Kette der Ursachen lückenlos zu bestimmen und beliebig weit zurückzuverfolgen, z. B. selbst bis zu der Zeit, in welcher die ganze jetzige sichtbare Welt in der Formlosigkeit der Nebenflecken existierte, so bliebe noch immer für das Schicksal eine Grundlage in der Wirklichkeit. Denn unter dieser Voraussetzung würde alles, was jetzt geschieht, die Wirkung des damaligen Zustandes sein, d. h. jener gegenseitigen Lagerung der Atome und jener Gerichtetheit der in ihnen wirksamen oder latenten Kräfte, wie

sie zu jener Zeit vorhanden war. Dass nun Atome und Kräfte sich damals in diesem Zustande befanden, ist Schicksal und ist zugleich die letzte Ursache dafür, dass ein Napoleon gerade in der Zeit der französischen Revolution lebte und dass in die Zeit des Weltkrieges kein Bismarck geboren wurde. Insoferne also hat Spengler sicherlich Recht, dass alle Kausalität in letzter Linie in ein Schicksal einmündet. Und damit stimmt auch die Kantsche Erkenntnistheorie überein, welcher die Kausalität überhaupt nur eine menschliche Auffassungsart ist und hinter der Welt der Erscheinungen ein Ding an sich steht. Wie nun immer auch dieser letzte Träger aller Erscheinungen beschaffen sein mag, irgendetwas an ihm muss der regelmäßigen Kausalfolge alles Geschehens zugrunde liegen. Und dieses etwas, gewissermaßen das Ding an sich des Geschehens, das ist es, was Spengler als das Schicksal „im Reiche der Mütter" aufsucht. Und kraft dieses Schicksals geschieht es, dass die einzelnen Kulturen aufblühen und vergehen, „zwecklos wie die Blumen des Feldes."

Hier nun liegt das übertreibend fatalistische Element von Spenglers Auffassung der Geschichte klar zu Tage. Die einzelnen Kulturen verblühen nicht zwecklos wie die Blumen des Feldes, sondern jede hinterlässt ihren Beitrag zu dem großen Gesamtphänomen der Menschheitskultur, welche Spengler grundsätzlich ignoriert. Auch ist es falsch, dass der mystisch bleibende Rest des Schicksals dem Menschen notwendig feindlich gerichtet ist. Das Gegenteil ist wahrscheinlicher; sonst wäre der Mensch überhaupt nicht dem Schoße des Weltgeheimnisses entsprossen. Aber selbst unter der Voraussetzung eines indifferenten Schicksals müsste die leidenschaftliche Kraft des Selbsterhaltungstriebes, verbunden mit dem übrigens auch mystischen Anpassungsvermögen der menschlichen Natur, die günstigen Elemente überwiegen machen.

Bekanntlich hat auch Goethes unendlich klarer Geist mit den Rätseln des Schicksals gerungen und ist zuletzt dazu gelangt, sie in die fünf orphischen Urworte: Dämon, Tyche, Eros, Ananke und Elpis zusammenzudrängen, welche wir als das Unbewusste im Menschen, das Milieu, das Liebesschicksal, das „harte Muss" und die Hoffnung, wiedergeben möchten. Mit bezeichnender Weisheit erblickt der moderne „Maestro di color che sanno" gerade in der Hoffnung das Mächtigste aller Urworte. „Ein Flügelschlag" und

die Last von Äonen wird abgewälzt. Da gibt es keinen unabwendbaren Untergang und wenn auch Spenglers entgegengesetzte Einstellung den Augenblickserfolg des Buches begünstigt, auf die Dauer könnte die Hoffnungslosigkeit seines Standpunktes dem Werke zum Verhängnis werden.

ZÜRICH SIEGMUND FEILBOGEN

□□□

AUS R. ROLLANDS „JOHANN CHRISTOF“

Als jedoch die Zeit der Niedergeschlagenheit kam, die der Vollendung des Werkes folgt und die so lange anhält, bis sich ein neues Werk vom Geiste losringt, schaute er um sich und fühlte sich in seiner Verlassenheit erstarren. Er fragte sich, wozu er schriebe. Solange man arbeitet, drängt sich nun diese Frage nicht auf: man muss schreiben, darüber ist kein Wort zu verlieren. Dann steht man dem neugeborenen Werk gegenüber; der mächtige Trieb, der es aus dem Innern emporgerissen hat, schweigt; man begreift nicht mehr, warum es geboren ist; kaum erkennt man sich selbst in ihm wieder; fast ist es ein Fremdes, das man zu vergessen trachtet. Das aber ist nicht möglich, solange es nicht veröffentlicht oder aufgeführt ist, solange es nicht sein Eigendasein in der Welt lebt. Bis dahin ist es gleich dem der Mutter noch verbundenen Neugeborenen, ein Lebendiges, das ans lebendige Fleisch gefesselt ist: damit es lebe, muss man es um jeden Preis abtrennen. Je mehr Christof komponierte, um so tiefer litt er unter der Bedrängnis dieser aus ihm emporgewachsenen Geschöpfe, die weder leben noch sterben konnten. Er wurde davon wie behext; wer konnte ihn erlösen? Ein dunkler Drang regte sich in diesen Kindern seines Denkens, verzweifelt begehrten sie, sich von ihm zu lösen, sich gleich lebendigem fruchtbarem Samen, den der Wind ins All entführt, in andere Seelen zu ergießen. Sollte er in seiner Unfruchtbarkeit vermauert bleiben?

* * *

Er wusste nicht, dass eine große Seele niemals einsam ist, dass sie, vom Geschick noch so sehr der Freude beraubt, sich schließlich welche schafft, denn sie strahlt die sie erfüllende Liebe rings um sich aus; und so war er auch zu dieser Stunde, in der er sich für immer vereinsamt glaubte, reicher an Liebe als die Glücklichsten der Welt.

* * *

Hecht hatte ein wahres Talent, sich selbst im Wohltun nicht beliebt zu machen. Das war übrigens deshalb so, weil er beim Wohltun nicht liebte.

□□□